

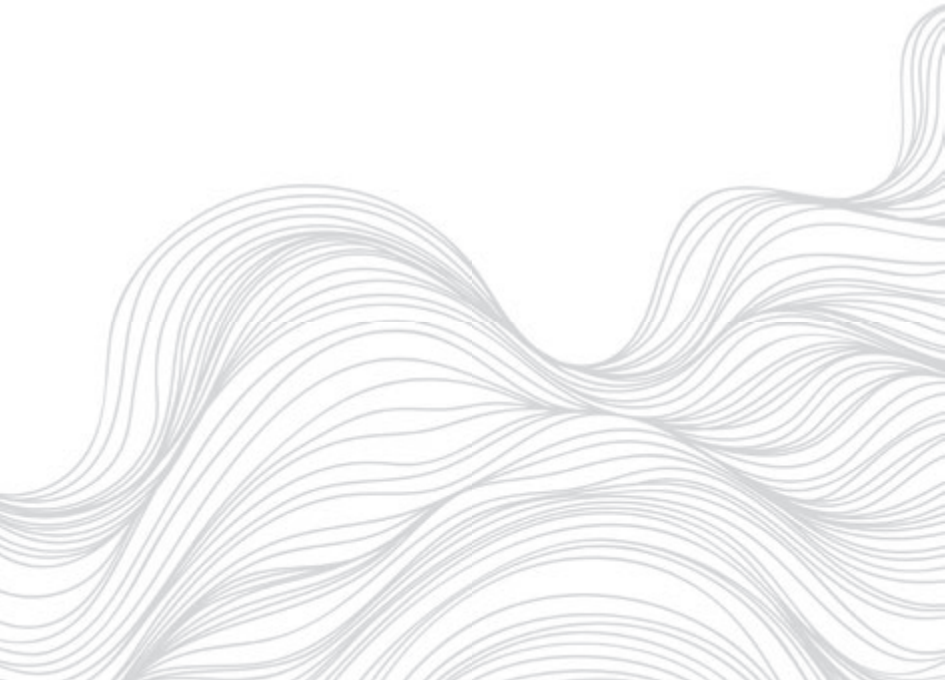
gutes leben
bene!



Jan Simowitsch

Und der
Wal spuckt
mich
aus

Von einem, der auf Reisen ging,
um sich selbst zu finden



Und der Wal spuckt mich aus. Mich und mein Fahrrad. Und hinter mir kommen unzählige Autos, alles, was sonst noch rausmuss. So fliege ich förmlich die Rampe runter, mitten hinein in meine Terra incognita.

Es regnet. Und gleich werde ich wie Jona komplett durchnässt sein, denke ich, als mir zwei uniformierte Herren von der Zollstation mit winkenden Händen bedeuten, ich möge doch einmal anhalten. War ja klar: Natürlich werde ich angehalten! Als wenn ich irgendwas zu verzollen hätte, wo ich ja schon aufgrund des knappen Platzes in den beiden Fahrradtaschen zu wenig Socken und nicht mal ein Buch dabei habe. Immerhin eine gute Gelegenheit, die neuen, schicken Regensachen überzuziehen.

»Wo kommst du her?«

Ich zeige nach hinten: »Deutschland.«

»Wo willst du hin?«

Mal hier-, mal dahin und meine Hände machen einen auf Verkehrspolizist und wedeln umher.

»Wie lange bleibst du?«

Knapp zwei Wochen.

»Wo schläfst du?«

Ich zeige auf meine linke Tasche, mache ein mitleidiges Gesicht – ich weiß ja selbst, wie bescheuert die Idee ist – und sage so bemüht belanglos wie selbstverständlich: »Im Zelt.«

Der Zöllner schaut seinen Kollegen an. Dieser schüttelt den Kopf und hat nun den gleichen mitleidigen Blick aufgesetzt. Schulterzucken. Nützt ja nix. »Okay.«

Weil dies die längste Unterhaltung nach 42 Stunden Fahrradfahrt ist, nutze ich die Situation rotzfroh aus, um noch ein paar Worte sprechen zu können.

»Bin ich der Erste dieses Jahr mit Zelt hier?«

Die Antwort fällt ebenso knapp aus wie meine zuvor: »Ja.«

Wir verstehen uns.

Und wieder dieser bemitleidende Blick, kombiniert mit linksseitigem Achselzucken, wobei der Kopf im selben Moment der erhobenen Schulter leicht entgegenkommt.

Flash.

Es ist Anfang April und ich bin der Erste in diesem Jahr! Yippie, yes und yeah. Krasser Euphorie-Moment. Wie geil ist das denn! Ich bin der Fahrrad-Amundsen der Färöer! Ich steige wieder aufs Rad und trete fest in die Pedale. »Das wird eine wahnsinnig tolle Zeit«, hallt es voller Pathos in meinem Kopf. Und ich fahre in den Regen hinaus und der Regen, und der Regen – und der Regen spült alle Endorphine von mir ab.

Kurze Zeit später bin ich ernüchtert und schockverschüchtert flüstere ich mir zu: Es wird auf jeden Fall spannend werden. Eine Herausforderung.

Die Notfalloptionen sind begrenzt, die Rahmenbedingungen eindeutig.

Ein paar Nächte Airbnb könnte ich mir leisten, aber unmöglich für die ganze Zeit.

Früher zurück: keine Chance. Die Fähre fährt einmal die Woche und Tickets braucht man im Voraus.

Ich kenne hier niemanden. Mich erkennen die Leute sofort: Das ist so ein Verrückter mit Fahrrad. Vermutlich Deutscher. Die Touri-Saison hat begonnen.

Ich spreche lediglich ein wenig Dänisch und passabel Englisch.

Die Landessprache verstehe ich nicht, sie erinnert mich irgendwie an eine Mischung aus Norwegisch und Isländisch mit sehr vielen, sehr speziellen Zeichen. Dementsprechend sind auch die Handys hier etwas breiter als bei uns. Meins hat noch immer kein Netz. Und so fühl ich mich einerseits frei und unabhängig, andererseits aber auch ziemlich allein.

Schon auf der Fähre hatte ich dieses Gefühl. Kein Internet, keine bekannten Gesichter, eine Kabine so groß wie der Flur einer kleinen Wohnung. Keine Fenster – zu teuer. Kein Small Talk am Tisch des nicht gebuchten Büfetts – viel zu teuer. Dafür geschmierte Brote, Thermoskanne, eine Packung Lakritze und eine Dose Somersby Apple. Das Letzte, was ich in Hirtshals geshoppt habe. Dazu später mehr.

Natürlich kann man auf so einer Fähre an Deck gehen und das Wasser und den Himmel bewundern. Und als Mann, der als Junge in den Zaubertrank namens Ostsee

gefallen ist, habe ich das hinlänglich gemacht. Für fast zwei Tage Fährfahrt ist es dann aber doch nur begrenzt spannend. Und für ein Sonnenbad ist es viel zu kalt, jedenfalls im April. Selbst für die Sonne.

Im Fernsehen laufen dänische Soaps der 80er und norwegische Filme. Dazu Nitro, Kabel Eins, TELE 5 – jetzt kenne ich alle, Chuck, ich kenn sie alle, die Legenden einer glorreichen Zeit, die ich früher verpasst habe: *Dallas*, *Miami Vice* und komische Folgen von *Star Trek*. Ausschließlich Männer als Helden und Frauen zum Bestaunen; also im Film die Frauen die Männer und auf der Couch die Männer die Frauen. Auf den hinteren Sendepätzen finden sich ARD, ARTE und der WDR. Aber um es mit Fatoni zu sagen: Das soll das beste deutsche Fernsehen sein? Puh. Dann lieber wieder hoch auf Deck. Ah, immer noch Meer, Himmel, Wellen und Wolken.

Doch dann, irgendwann, nach über vierzig Stunden Fahrt, erste Möwen: »Land in Sicht, singt der Wind in mein Herz ...« Ach Rio, was wäre mein Leben ohne deine Songs! »... die lange Reise ist vorbei.« Und so freue ich mich auf alles, was mich in den nächsten Wochen erwarten wird.

Auf geht's: Fahrradtaschen fertig packen, Flasche mit Wasser füllen und ganz runter in den Bauch des Wals, wo es warm ist, bis das Signal aus dem Blasloch ertönt und ich ausgespuckt werde. Tórshavn, ich komme!

*land in sicht hören,
den möwen folgschaft schwören,
schicksal betören*



Wie bin ich hier bloß reingeraten?

Bevor mich der Wal ausspuckt, stellt sich wohl die Frage: Wie bin ich da bloß reingeraten? Man wird ja selten zufällig verschluckt. Oder kennst du irgendwen, der vom Wal shanghait worden ist? In der Geschichte von Jona war das Ganze ja auch eher so eine Art Notausgang.

Zuerst hat Jona keinen Bock mehr, weil ihn in der Stadt alles kaputt macht und der Druck von oben nicht nachlässt. Dann flieht er mit einem Schiff so weit weg, wie es nur geht, und wird mitten auf dem Ozean von der Crew ins Meer geworfen. Der Maat lässt sich später wie folgt zitieren: »Es war stürmisch und irgendwer musste ja die Schuld für das Unwetter haben. Also ab ins Meer mit ihm.«

Und tiefer kannst du kaum fallen. Da darfst du dich glücklich schätzen, wenn in dieser Situation ein großer Wal vorbeikommt. Und dann wirst du nicht Nein sagen, wenn er dich aus der kalten See einsammelt und dir seinen warmen Bauch als Zuhause anbietet.

Klar, so eine Fahrt im Bauch eines Wals ist eine ziemlich wacklige Angelegenheit. Du siehst nichts und hängst lange Zeit nur mit dir ab, bis die Selbstgespräche zum Beat der Wellen zu flowen beginnen. Und dann fließt es aus dir heraus: Alles, was dich in den letzten Jahren so schwer gemacht hat, muss raus.

Ich habe acht Jahre für die Nordkirche gearbeitet, als Referent für Populärmusik. Etwas blumig gesagt war ich für das Pflanzen und Pflegen eines Teils der kirchenmusikalischen Streuobstwiese verantwortlich: für die Ausbildung von neuen Kirchenmusiker*innen. Die volle Lotte. Für alles, was da schon vorher war. Mit 'ner Prise Revolution und Liebe dazu. Und die ganze Arbeit möglichst immer im Team. Es war eine erfolgreiche und wirklich schöne Zeit. Unverblümt und bündig: Es war eine verdammt geile und zugleich unwirklich harte Zeit.

Wir haben viele Musikprojekte mit neuen Songs von Elektro bis Punk als Teil von Kirchenmusik entwickelt – fanden einige doof. Die meisten haben es gefeiert.

Wir haben die wohl erfolgreichste Liederreihe der letzten Jahre geschrieben, produziert und veröffentlicht – fanden einige andere doof. Die meisten haben es gefeiert.

Und wir haben ein spirituelles Projekt auf den Weg gebracht, was vor Ort super ankommt – fanden wiederum andere richtig doof. Die meisten haben es trotzdem gefeiert.

Allerdings: Richtig doof wird's erst, wenn die anderen nicht irgendwer sind, sondern in den Hierarchieebenen über dir sitzen, ihre Macht nutzen und dir dein Leben

verdammt schwer machen. Manchmal wird der Druck von oben einfach richtig groß, zu groß. Und so habe ich beschlossen, einen auf Jona zu machen. Habe gekündigt, meine Fahrradtaschen gepackt und bin dann mal weg wie einst Hape Kerkeling auf dem Jakobsweg. Natürlich ohne Hape, dafür mit Fragen.

Wer bin ich und was will ich eigentlich?

Welcher Ort ist gut für mich?

Welcher Job würde mich glücklich machen?

Während ich diese Zeilen schreibe, habe ich noch keinen Plan, was nach meiner Rückkehr nach Deutschland kommen wird. Erst einmal runterkommen und nachdenken. Jetzt und hier auf den Färöern. Im Bauch des Wals.

*sich fragen klagen,
fluchten und wege wagen,
sterne befragen*



The Atlantic Rider

Es ist morgens halb zehn in Deutschland, also halbnun auf den Färöern. Haare unter der Mütze – einsa, »Drei Wetter Taft«. Ausgeruht von den zwei Tagen auf dem Meer fühlen sich meine Beine voll Disco. Mein Kopf tanzt von links nach rechts, begeistert lächelnd über die eigentlich katastrophale Wetterlage, während der Regen über mein Gesicht strömt. Na und?

Heute geht es richtig los. Auf nach Norden! Yeah!

Am Zeltplatz, dem Hotspot der Hauptstadt, vorbei und die weite Strecke von Tórshavn nach Elduvik. Mein Proviant reicht für mehrere Tage. Die wenigen Tankstellen auf dem Weg sind abgespeichert. Es wird bergig, es wird toll. Ich gehe in meiner Rolle auf: »The Atlantic Rider.« Darf ich vorstellen? Das bin ich.

Bereits an der dritten Ampel grüßen die ersten Fans in Form von Hansa-Rostock-Aufklebern, vom Fanklub aus Trier. Beste Grüße gehen raus in den Süden. Danke für euren Support. Weltweit verbunden.

Mit dem Internet klappt es dagegen nicht.

Die Färöer gehören zwar irgendwie zu Dänemark, sind aber nicht Teil der EU. Man kann sich, so las ich, vor Ort einen Zugangspass für jeweils eine Woche kaufen. Genau das probiere ich vom Zeltplatz aus. Auf der Homepage lese ich: Nutzen Sie bitte für die Aktivierung das örtliche Netz. Ja, wie denn?! No Hotspot. Nach zwanzig Minuten gebe ich auf. Egal, gibt ja eh kaum Straßen hier. Dann fahr ich eben ohne digitale Karte. Denn: Ich bin »The Atlantic Rider«! Wer braucht schon Landkarten, wenn er alles an Flickzeug dabei hat! Ich bin autark. Ich bin wild, zumindest ein bisschen, so wie David Hasselhoff in den 80ern. Und ich liebe die Freiheit.

So geht es bergauf und bergab, bergauf, bergab, riesig bergauf – doch ich komme kaum vorwärts. Die acht Gänge am Rad sind für diese Art von Tour nicht wirklich ausreichend. Nach einer Dreiviertelstunde frage ich mich das erste Mal: Was mach ich hier?

Und wenn diese Frage einmal gestellt ist, gesellen sich so einige dazu. Dann findet man sich plötzlich in einer Runde angetrunkener, emotionaler Typen wieder, die wenig differenziert sehr grundsätzlich werden, während man selbst irgendwie versucht, nüchtern und ausgewogen zu überlegen. Doch da ruft schon der nächste ungebetene Gast: »Gut, dass du niemanden mitgenommen hast!« Ein anderer blökt leicht gehässig: »Du kommst hier nicht weg«, und klingt dabei wie der weiße Zauberer aus *Der Herr der Ringe*. Und die Aquavit-Flasche neben mir lallt: »Hybris, mien Jung. Kompledde Hybris, mien Jung.«

»The Atlantic Rider« rechnet durch, wie lange er für die ersten Kilometer gebraucht hat, und rechnet hoch, wie lang der Tag werden würde, wenn es so weitergeht. Dann betrachtet er seine Beine, die mittlerweile auf Slowfox gewechselt haben, sieht sich die arschteure Regenjacke an, die von innen erste nasse Stellen hat, und steht währenddessen vor der nächsten riesig steilen Abfahrt: Wenn ich hier jetzt runterrolle und in zehn Minuten entscheide, »das wird heut nix«, dann muss ich den Berg auch wieder hoch. Puh.

*wenn du strudelst und
im chor dich selbst besudelst,
bleib stehen, wart ab*



Vom Fischer un sin Fru

Ja, dann halt nicht.

Zelt aufbauen, den Nachmittag nutzen und die Stadt anschauen. Erst mal richtig ankommen und wahrnehmen: Tórshavn ist schon verdammt schick. Direkt am Hafenbecken wird man von einem erhöhten Leuchtturm nebst einigen historischen Kanonen empfangen. Man fragt sich, wer würde denn die Färöer angreifen und warum auch? Wenn man sich erkundigt, findet man doch eine Menge überraschende Infos: von der strategischen Lage im Zweiten Weltkrieg und der Besetzung durch die Engländer 1940, zwei Tage nachdem Deutschland Dänemark überfallen und besetzt hatte. Oder auch von wiederholten Überfällen durch algerische Piraten, die den Ort Hvalba im Südwesten des Landes plünderten. Die dabei gestorbenen Algerier wurden damals auf dem nach ihnen benannten »Türkenfriedhof« begraben. Und ich denke: Mailand oder Madrid, Hauptsache Italien.

Unten am Hafen beginne ich eine kleine Wanderung. Hier stehen die für die Färöer so typischen schwarzen

und braunen Holzblockhütten mit einer dicken Grasschicht auf dem Dach. So ähnlich habe ich mir früher die Kate vom »Fischer un sin Fru« vorgestellt. Oder wie es bei Philipp Otto Runge heißt: »Pissputt« – der Pisspott.

»Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje inne See,
mine Fru, de Ilsebill
will nich so, as ick wol will.«

Und tadaa, eine Etage höher den Hang hoch gibt es bereits etwas größere Holzhäuser, die in den verschiedensten Farben leuchten.

Ilsebill hatte bekanntlich viele Wünsche, und so finde ich dahinter amtliche Steinhäuser mit Garagen und allem, wat sin Fru wol wullt hebbt. Ganz hinten steht sogar ein architektonisch spannendes Gebäude. Mindestens doppelt so hoch wie alle umliegenden Bauwerke ragt schwarz glänzend ein spitzer Tetraeder direkt gen Himmel. Man könnte meinen, irgendein Streber hat mit dem Melden mal wieder ein wenig übertrieben, sich einfach gleich auf den Tisch gestellt, um mit der Federmappe in der Hand durch die Decke zu stoßen. Nun ja: Da will ich hin. Was auch immer da ist.

Und so laufe ich durch die steilen Altstadtgassen, schaue mir die Schaufenster an, versuche die Worte zu entziffern und halte an jedem öffentlichen Gebäude, um zu checken, ob's vielleicht Internet gibt. Gibt's aber nicht. Die Neugier wächst straight to sky. Was mag diese dreieckige Pyramide sein?

Und dann wünscht sich Ilsebill, sie wäre gerne Papst.

Endlich angekommen betrete ich dieses Gebäude, stehe in dem von innen mit edlem Holz verkleideten Raum. Vor mir ragt eine komplett weiße Steinwand in den Himmel und daran hängt ein großes Holzkreuz. Ich dreh mich direkt um. Berufsmacke Kirchenmusik. Erst mal den Orgelprospekt anschauen. Beeindruckend.

Wie ich den dreifach gefalteten Broschüren entnehmen kann, bin ich in der Vesturkirkjan gelandet, einer über vierzig Meter hohen Kirche aus dem Jahr 1975. Schlicht und streng. Gute Kombi. Zehn Minuten ausruhen, dem Wind, der ums Gebäude rauscht, zuhören, die Jacke lüften. Und an den »Fischer un sin Fru« denken.

Es ist mein Lieblingsmärchen. Als Kind in Warnemünde habe ich es immer als Mahnung verstanden, ja nicht zu viel zu wollen. Dann verfärbt sich das Meer und wird immer dunkler und gefährlicher. Und als Ostseekind braucht es nicht viel Fantasie, um sich die Geschichte als erzählte Wirklichkeit vorzustellen. Von der Aalmutter, die mein Klassenkamerad Karsten fing, war es nicht weit bis zum Butt. Und der konnte so vieles ermöglichen. Aber wer den Hals nicht voll genug kriegt, erstickt. Oder landet beim böse-vermessenen Wunsch, wie Gott zu leben, wieder in seinem Pisspott am Wasser.

Als ich später Kirchenmusiker wurde und mich dank vieler Freunde, der Lektüre von Tolstoi und Feuerbach und der Schulandachten schon ganz gut auskannte, habe ich dann auch begriffen, wie sehr diese Story »Vom Fischer un sin Fru« auch im christlichen Kontext eine

Bedeutung hat. Na ja, da kam einiges in meinem Kopf zusammen. Georg Büchners »Krieg den Palästen, Friede den Hütten« traf Rio Reiser, der wiederum gleichermaßen intensiv Karl May und die Bibel las. Die »Weihnachtsgeschichte« nach Carl Orff in der Johanniskirche – jedes Jahr szenisch aufgeführt – vermischte sich mit dem Butt, dem Fischer und dem »Fischer sin Fru«. Und nun sitze ich still in der Westkirche von Tórshavn und Erinnerungen schwimmen und glänzen wie Heringe vor meinen Augen.

*hätte ich doch mehr!
ein kleines klitzebisschen
mehr – von mir, so sehr*



Allein und einsam durch die Nacht

Ums gleich vorwegzunehmen: Der erste Abend war der härteste, den ich auf den Färöern hatte. Danach, versprochen, wird's immer besser. Aber zuerst müssen wir durch diesen Abend.

Die Stimmung ist mau. Es ist, als ob du beim zweiten Vorrundenspiel der Nationalmannschaft im Stadion sitzt und live mit ansehen musst, wie der mit viel Power, Vorfreude, guten Testspielergebnissen gestartete Traum vom Titel durch ein 1:4 gegen Japan zerbröselt. Und du hast keinerlei Einfluss drauf, kannst nix tun und so guckst du dich um und siehst Ratlosigkeit auf den Rängen. Neben dir tauchen wieder die Typen aus der Kneipe auf, die mittlerweile noch besoffener als am Vormittag sind und alle Hemmungen fallen lassen.

»Was tun?«, fragt Lenin und Beckenbauer ruft ihm zu: »Geht's raus und spielt.« Doch ich war ja schon den ganzen Tag draußen!

Die Entfernungen sind bei den Bergen für mich Flachland-Norddeutschen halt einfach weiter als gedacht. Die

meisten der für die nächsten Tage anvisierten Zeltplätze kann ich streichen. Das Wetter ist wie erwartet, nur hatte ich nicht drüber nachgedacht, was meine Klamotten erwartet – und wie sie das finden würden. Die Kombi aus nass und windig ist ziemlich eklig und mir ist vor allem kalt. Obendrein: Je mehr du dir überziehst, desto eher fängst du an zu schwitzen. Das begünstigt später wieder das Frieren. Hinzu kommt, dass ich hier keinen Menschen kenne. Abgesehen von einem kurzen Gespräch an der Supermarktkasse und dem Gespräch mit den beiden Zöllnern habe ich auch heute kein Wort gesagt. Und Kassen-Gespräche sind immer gleich. Ohne Färöisch zu kennen, kommst du auch mit Ja/Nein durch.

»Alles?«

»Ja. Mit Karte.«

»Tüte?«

»Nein.«

»Quittung?«

»Nein.«

Also, was tun? Ich lege mich früh ins Zelt und muss wohl kaum erwähnen, dass es jetzt im April hier auf dem Platz weder andere Zelte noch Wohnmobile noch sonst wen gibt. Die Buchung funktioniert online. Immerhin gibt es hier WLAN. Ansonsten nichts: keinen Kiosk, kein Kindertrampolin mit bunten Streifen, keine meckernde Herrenrunde um den Outdoor-Grill. Regentropfen fallen schwer auf die Zeltplane, die der Wind kräftig hin und her schubst. Neben mir das dunkle Meer.

Der Platz ist komplett durchnässt. Die Spieler sind in den Katakomben verschwunden, selbst die besoffenen Fans haben mich im Stich gelassen. Ich fühle mich einsam. Richtig einsam. Sau-einsam. Das absolute Gegenteil vom Kaiser 1990 im jubelnden Stadion nach dem Gewinn der WM, als die halbe Welt ihn voller Selbstvertrauen über den Rasen schreiten sieht. Ich schreite nicht, schon gar nicht selbstbewusst, sondern ich liege mit Klammotten inklusive Mütze, Jogginghose und allem auf meiner schmalen Isomatte, auf der man sich nur mühsam und in vielen kleinen Zügen umdrehen kann. Niemand sieht mich.

Da fährst du als Fahrrad-Amundsen los, willst als »The Atlantic Rider« das Ende der Welt entdecken und erkennst etwas bahnbrechend Großes: »Du bist am Ende der Welt angekommen und es fühlt sich wirklich verdammt an wie das Ende der Welt.« Fuck!

Mit dem unaufhörlichen Regen prasseln Ängste und Sorgen auf dich nieder. Der Wind bläst, als gäbe es kein Morgen, und auf der von ihm verbeulten Zeltwand siehst du viele der Fehler, die du in deinem Leben gemacht hast, wie begossene Pudel vorüberlaufen. Puh.

Dadurch, dass mein Bruder viele Jahre lang intensiv Outdoor-Kataloge wälzte, während andere Jungs sich ganz andere Hochglanzmagazine vor Augen hielten, habe ich immer gute Camping-Tipps von ihm bekommen. Das Zelt, das er mir ausgesucht hat, ist mittlerweile fünfzehn Jahre alt. Es hat ausgiebig Dänemark und

Schweden erkundet, es schwamm auf einem überspülten Platz in Sønderborg, entdeckte frischen Schnee in Mecklenburg und hielt sich tapfer gegen den Sturm in Schweden. Wir kennen uns gut. Das Zelt hat ein paar Verletzungen davongetragen, manche Stellen tragen Fahrradflicken statt Patchwork-Pullis, einmal musste das Gestänge ausgiebig geschient werden. Mit allem, was da war: Metallheringe und sehr viel Gaffa-Tape. Wir, das Zelt und ich, kennen uns wirklich gut. Und wir halten viel aus. Komme, was wolle.

Auch diese schwere Nacht wird das Zelt mich halten, so wie ich das Zelt durch mein Gewicht halte, damit es nicht wegfliegt, damit wir nicht wegfliegen. Es braucht da immer beide, auch wenn ich gar nichts tun muss. Einfach nur im Zelt sein genügt. Ist ja vielleicht ein wenig so wie mit dem Glauben und Gott. Vertrauen hilft. Und es braucht beide. Sei es, dass man mit allem, was einem das Leben gerade schwer macht, irgendwann entscheidet: Das Zelt steht, ich lass los – mags noch so stürmen, wie es will –, ich mache meine Augen zu und schlafe jetzt. Morgen ist ein neuer Tag.

Ich denke noch ein letztes Mal an die gemachten Pläne. Alles, was ich mir für die Zeit auf den Färöern vorgenommen hatte, all die Bilder swipe ich mit meinen Augen weg zur linken Seite. Das malerische Kleinstdorf Elduvik, den Leuchtturm von Mykines und auch die steilen Klippen mit den Wasserfällen bei Æðuvík – all das Wunderschöne, das ich auf dem Handy schon bestaunt hatte, werde ich vermutlich in Wirklichkeit nicht daten.

Dann drehe ich mich im Schlafsack um und weiß – ich werde etwas anderes sehen. Morgen ist ein neues Spiel. Ich will nicht mehr an das denken, was ich vielleicht verpassen werde. Ich lass mich nicht unterkriegen! Dafür werde ich das Leben und viele andere tolle Orte kennenlernen, es gibt sie! Und sie warten auf mich.

*auf und ab und um
bricht das leben durch alles,
was es hart gemacht*



Mensch, Jona!

Jona, Jona, Jona! Was machst du bloß hier!«, tönt es aus der Tiefe, das entsprechende Kopfschütteln denk ich mir dazu.

»Ich? Ich mache hier lediglich ein paar Tage Urlaub, versuche, meine Kündigung zu verdauen und zu überlegen, was danach so kommt.« Wobei: »Ich bin nicht Jona!«, rufe ich empört zurück und bin mir sicher: Als Jona damals bereits leicht anverdaut zwischen Magen und Darm hing, hatte er bestimmt Wichtigeres zu tun, als über seinen aus lauter Frust gekündigten Prophetenjob nachzudenken ... Jona und ich – komplett verschiedenen. Ja!

Okay, ich führe Selbstgespräche. Vielleicht träume ich auch. Ob ich in meiner anderen Sprechrolle gerade der alte Wal bin oder die letzte Makrele kurz vorm Abgang – keine Ahnung. Ich seh es nicht, nirgendwo Licht, und ich hänge fest. Irgendwo in diesem verflixt dunklen Bauch. Komm nicht voran, auch nicht zurück. Dabei wäre beides nach den vergangenen zwei Monaten end-

lich mal dran! Jona hatte es ja bereits nach drei Tagen geschafft, vorne aus dem Schlund des Wals wieder rauszufliegen. Bei mir ist es noch unsicher. Ich hänge fest. Zumindest in der Abstraktion, mit all meinen Themen.

Wenn man große Entscheidungen trifft, ohne einen Plan B zu haben, darf man sich danach schon mal fragen, ob es vielleicht doch ein Fehler war. Oder man fragt sich das besser nicht. Doch gefragt ist gefragt und auch der Steinbutt neben mir insistiert: »Berührt ist geführt.« Ob er wirklich mich meint oder mit irgendeiner schlaunen Scholle in seiner letzten Stunde noch ein Schnellschachduell in der Finsternis führt – ich weiß es nicht. Genauso wenig wie ich weiß, wie ich überhaupt hier schon wieder reingeraten bin!

So grübele ich weiter, wäge ab und spreche den Horrorfilm der letzten Monate auf neun Rollen verteilt zum 27. Mal durch. Gedanken schleifen über meine Nervenbahnen. Ich notiere einzelne Sätze hinter meiner Stirn; sie wird gefühlt immer dicker, als hätte jemand drei Mal DIE ZEIT unter meine Kopfhaut getackert. Das schmerzt. Und dann beginnen die Buchstaben wie in einem Kaleidoskop zu tanzen. Mir wird schwindelig und übel. Es riecht nach Wut und Walfischmagen. Und ich denke kurz an »The Big Lebowski« und seinen Bowlingkugelrausch. Hörst du das Klackern?

Offenkundig ist inhaltlich alles erkundet und emotional bin ich noch immer reichlich bedient. In diesem Zustand will ich ganz bestimmt nicht zurück! Die Entscheidung zu kündigen war richtig. Jetzt muss nur noch der

Geruch vom Walfischmagen mit einem Pfiff verfliegen,
wie vorher Lebowskis Pins mit einem Knall in die Luft
verflogen und in den Orbit katapultiert wurden, auf dass
alles auf einer anderen Wolke neu aufgestellt wird und
das Klackern endlich verstummt.

*meine memoiren:
nach elf runden kannst du dir
die zwölfte sparen*



Ein neuer Morgen bricht an

Die Kälte versucht sich seit zwei Stunden in meinen Traum hineinzuwoben. Dafür schleicht sie erst leise um meine Füße, dann zwickt sie in meine Hände und schlussendlich springt sie spitzbübisch mitten auf meine Nasenspitze. Ich gebe auf. Ein erster Blick aufs Handy zeigt: kurz vor sechs, früh. Ist okay, hat man mehr vom Tag.

Da ich schon angezogen bin – wie praktisch –, stapfe ich unbeholfen aus dem Zelt und bin baff: Die Sonne ist grade aus dem Meer gekrabbelt, der Himmel hat sein blaues Hemd gewaschen und der Berg, der sich noch gestern heimlich und schüchtern hinter der Nebelwand versteckte, hat die Zeit genutzt, um sich fein herauszuputzen. Was für ein Anblick! Danke, liebe Kälte, für den sanften Hinweis, jetzt aufzustehen. Ein neuer Morgen beginnt. Mein Motto ab sofort: Lass dich locken. Folge der Natur, sie führt dich.

✱

Gemeinsam mit vielen anderen Reisenden geht es auf die Fähre der Smyril-Reederei, die mich auf die südlichste Insel Suðuroy zu bringen verspricht. Aber die Fähre muss es wissen, sie fährt jeden Tag die Zwei-Stunden-Tour. Und heute hat sich das Meer extra für mich gut eingecremt. So weich, wie es den Schiffsrumpf umhüllt, so geschmeidig verläuft die Fahrt. Einmal durch die Nivea-Atlantik-Packung bitte!

Die Berge um Tórshavn locken mich zuerst aufs Deck. Die Fahne der Touristeninfo winkt mir zum Abschied zu. Und dann geht es von links nach rechts, von Steuerbord nach Backbord und wieder zurück. Überall begrüßen mich felsige Inseln, eine schöner als die andere. Wie bei einer Modenschau laufen sie an mir vorbei. Ich kann gar nicht so oft, wie ich will, mit der Zunge schnalzen. Nach einer halben Stunde gibt es eine kleine Verschnaufpause bei der Kostümshow, die Zunge schlackert ausgeleiert gegen mein Kinn und ich gehe mir derweil das Schiff anschauen.

Heute scheint Grundschulausflugstag zu sein. Ich bin mir sicher, die Kinder freuen sich mehr als die Lehrerinnen. Überall spielen, kreischen, springen diese wunderbaren Wesen umher. Bälle durchkreuzen knapp über Kopfhöhe die wenigen Senioreninseln. Toupets steigen wie Adler in die Luft. Puppen werden komplett abgefüttert, vergiss die Lätzchen! Und alle Hunde, es gibt einige an Bord, werden wie die Kaninchen im Streichelzoo dermaßen verwöhnt, dass hinterher das Fell verkehrt

herum liegt und die Ohrausbuchtungen auf Beckenhöhe schlaff herunterhängen.

Nachdem mich zum dritten Mal ein paar Jungen ausdribbeln wollen, gebe ich mich geschlagen und verschwinde in ihrem Jubelgesang unauffällig in die Höhle der Truckfahrer ganz vorne. Dass dies Vollprofis sind, wird mir schnell klar. Die Männer liegen alle und schlafen. Wahrscheinlich gab es pünktlich mit dem Ablegen der Fähre die färöische Version von Truck Stops »Wenn es Nacht wird in Old Tuscon« zu hören und nun liegen sie mit geschlossenen Augen weit vorne an der Scheibe, um sich von der Sonne kitzeln zu lassen. Die Schafe hätten es nicht besser gekonnt.

Das inspiriert mich. So suche ich mir eine Couch, lege mich hin, stell sicherheitshalber einen Notfallwecker – die Türen verhindern ja vielleicht das Wirken der lockenden Natur – und schlafe ein.

Als ich wieder aufwache, sind die Sonnenplätze frei, wir sind am Ziel im Hafen von Suðuroy und ich gehe als einer der Letzten unter Deck zu meinem Rad. Last Check: Regensachen gut verstaut. Trinkflasche mit Wasser aufgefüllt. Noch einen Corny zwischen die Zähne und los geht es. Nicht ganz so übertrieben euphorisch wie am Vortag, doch ein wenig erwachsener.

Ich rolle die Rampe runter. Und staune schon wieder. Was für ein Regenbogen. So nah und farbenreich! Schon dafür hat sich dieser Tag gelohnt.

Dann denke ich kurz nach. Da war doch was? Regenbogen, Regenbogen, Regenbogen. Und während ich

denke, wird es so schnell dunkel, wie in Horrorfilmen der aufziehende Nebel im Zeitraffer aus den Wiesen steigt. Kaum habe ich zu Ende gedacht, überfällt mich ein heftiger Schauer. Ich quäl mir die Regenhose über die dicken Schuhe und die Jogginghose, dazu noch die Regenjacke. Zu spät. Kaum dass ich fertig angezogen und trotzdem bereits klitschnass bin, ist die Sonne zurück und ich begreife: Auf den Färöern ist ständig April. Ab sofort fahre ich konsequent mit langer Unterhose und trage darüber die Regenhose. Die Regenjacke packe ich wieder unter die Spanngurte.

*fern fliegen vögel
ungehalten übers meer
federleicht und frei*



Gut gepackt ist halb überlebt

Unterwegs vermisse ich wenig von dem, was ich zu Hause oft für unentbehrlich gehalten hätte. Erstaunlich, was man alles so gar nicht braucht und was dennoch irgendwie einen Platz in meiner Wohnung in Hamburg gefunden hat. Bevor ich aufbrach, türmten sich auf dem Boden die Shirts und Pullover schief in die Höhe und die verschiedenen Hosentypen bildeten eine Serpentine bis zum Sofa hin.

Nun, ich lieb's einfach, fürs Reisen zu packen! Deswegen beginne ich immer schon viele Tage vorher, die Fahrradtaschen herauszuholen und alles, was mir unbedingt notwendig für die Tour erscheint, auf dem Fußboden auszubreiten. Spätestens zwei Tage vor Abfahrt ist der Weg zum Kühlschrank komplett verstopft. Zum Bad lasse ich einen schmalen Gang frei. Das Bett ist mit einigen beherzten Sprüngen gerade noch zu erreichen. Doch der nächtliche Weg zur Toilette führt regelmäßig zu blauen Flecken: immer dieses Campingbesteck!

Augenscheinlich ist das vermeintlich Nötigste viel mehr als das, was ich mitnehmen kann. Man plant ja am liebsten immer für alle Gegebenheiten und Umstände. Wenn es auf den Färöern zufällig eine Hitzewelle geben sollte, habe ich Sonnencreme dabei, wenn eine Horde Hunde kommt, sollte die Dose Hundefutter nicht zu weit weg sein. Falls ich auf dem Weg Walfängern begegne, möchte ich mein Protest-Plakat aus der Tasche ziehen können, und auch der Möglichkeit einer drohenden Bienenplage sollte ich gewachsen sein. Und somit liegt fast alles, was ich besitze – außer den Klaviernoten –, in meiner Wohnung verteilt auf dem Boden. Jetzt muss ich nur noch aussortieren, was wegen des begrenzten Stauraums nicht reinpasst. Vorteil: Den Frühjahrsputz erledige ich auf diese Weise immer gleich mit.

Für mein Leben auf den Färöern habe ich Platz in zwei großen Fahrradtaschen, die am Hinterrad befestigt sind, in der Lenkertasche und auf dem Gepäckträger. Mehr gibt's nicht.

Seit Jahren unternehme ich nun Fahrradtouren, mal für drei, mal für sieben Tage. Um in besonderen Situationen schnell zu wissen, was wo ist, hat sich eine Grundordnungsstruktur etabliert: Hinten rechts ist das Zelt mit der einen kaputten und deswegen mit Gaffa und den Metallheringen getapten Zeltstange, die immer oben herauschaut. Eigentlich perfekt, um eine kleine Flagge anzubinden. Und sollte ich mal eine Reisegruppe anführen, steck ich einen Schirm dazu. Als Silhouette sind das Rad und ich unverwechselbar. Ich wollte die kaputte Stange

mal reparieren lassen. Aber das hätte sechzig Euro gekostet. Da ist mir die stetige Erinnerung an diese legendäre Schweden-Tour und Flickaktion dann doch lieber!

Der Gepäckträger hat vor Jahren schon ein Dauerabo abgeschlossen. Mein Schlafsack und er verstehen sich bestens. Manchmal erzählt der Gepäckträger auf der Fahrt so viele klapprige Witze, dass sich mein Schlafsack vor Lachen krümmt und runterfällt. Dann muss ich anhalten, den immer sackiger fallenden Schlafsack von der Straße aufsammeln und mit dem Gepäckträger ein paar ernste Worte wechseln. Anschließend hefte ich den Schlafsack wieder unter die mit Federn gespannte Metallklammer, lege einmal beide Hände auf und schließe, um beide zu beruhigen, kurz die Augen. Natürlich hätte ich Spanngurte zum Sichern dabeigehabt, aber ich probier's trotzdem immer erst einmal ohne. Ich vertrau der eingespielten Kombi einfach, wir kennen uns seit über zehn Jahren und können ja nicht alles immer sofort mit Sanktionen belegen.

Die Lenkertasche füllt sich wie von selbst: Hier kuscheln auf engstem Raum Portemonnaie und Taschenmesser, die Camping-Gabel mit der gegenüberliegenden Löffelfunktion, Aufladekabel und Powerbank, Medikamente (Kopf, Beine, Bauch) und Pflaster, dazu passend süße Kleinstverpflegung. Wie oft mir die Sauren Bohnen schon das Leben gerettet haben, kann sich keiner vorstellen! Zwei genügen und schon leuchten meine Augen wie bei Dagobert, wenn er Geld bekommt. Außerdem

ein paar Corny-Riegel, die bei mir unter der Rubrik Vitamine laufen.

Bleibt noch die linke Fahrradtasche. Was da reinkommt, ist quasi das, was bleibt, wenn du von deinem Lohn die Miet- und Versicherungskosten abziehst und überlegst, was du dir als Erstes mit dem Restgeld kaufen würdest. Man könnte an dieser Stelle mit Fug und Recht fragen: Was brauchst du zum Leben? Was brauche ich auf den Färöern zum Leben? Während du kurz darüber nachdenkst, sortiere ich derweil meinen Fußbodenhausrat aus. Alles, was nicht unbedingt benötigt wird, räume ich zur Seite und wieder in die Regale und Schubladen in meiner Wohnung, den Rest packe ich in meine Tasche.

Die Auswahl läuft: Ich brauche unbedingt Klamotten. Für jeden Tag ein Paar Socken wird jedoch nicht funktionieren. Zu wenig Platz. Ich entscheide mich für vier Paar und ein Extrapaar Wollsocken zum Überziehen für die Nacht. Dazu vier kurze und drei langbeinige Unterhosen, sieht ja keiner, wenn sie ein wenig dreckig werden. Auch wenn lange Überhosen extrem viel Platz wegnehmen, wäre es fahrlässig, gar keine weitere einzustecken. Es soll ja regnen. Also kommt die Jogginghose für die Nacht mit. An Oberbekleidung stecke ich vier Langarmshirts ein. Nichts ist blöder, als durchgeschwitzt eine Bergankunft in Jan-Ullrich-Manier zu feiern und dann kein trockenes Shirt anziehen zu können. Auf der Abfahrt wird's nämlich nicht nur schnell, sondern der

Wind kühlt den Körper sofort aus. Schlussendlich stopfe ich einen warmen Pullover und natürlich die Regenklamotten rein.

Noch immer habe ich am Rand der Tasche minimal Platz. Na gut, Zahnbürste, Zahnpasta, Seife und Handtuch müssen auch sein, aber schon beim Rasierzeug zögere ich. Einerseits wärmt so ein Bart ja auch und andererseits: Wer möchte schon als eitel gelten? Und wie sieht's aus mit Trinken, Spirituskocher, Tagebuch, zweites Paar Schuhe, Kuschelkissen, Dosensuppe und und und ...? Es ist wie immer im Leben: Entscheidungen müssen getroffen werden, doch jedem ist klar: Irgendetwas wird sich auf den Färöern als falsch entschieden entpuppen, irgendwas wird fehlen. Die Frage ist, wie gehst du damit um, wenn dir etwas fehlt, was du viermal in den Händen hattest und doch nicht eingesteckt hast?

Manche Bands bauen bei Aufnahmen immer alle Mikros auf, die sie haben, also mitunter eins mehr, als sie brauchen. Dieses stellen sie an einen ungewöhnlichen Ort und hören erst beim Mixen, was auf dieser Spur aufgenommen wurde. Es gibt Tontechniker, die sagen, dass sie so schon mal die One-Million-Dollar-Spur bekommen haben. Da hat sich das Mikro vollkommen überraschend als soundbestimmend für einen Song entpuppt und der Sound hat den Titel fliegen lassen wie einen Zitronenfalter. Insofern pack ich auch immer etwas ein, was keinen Sinn ergibt, vielleicht findet sich ja unterwegs einer. Das gönne ich mir, ganz egal was deswegen nicht mehr in die Taschen passt.

Doch zuerst muss ich beim Packen auf vieles verzichten, was ich grundsätzlich als wichtig empfinde. Für den Moment, in dem ich genau dies später vermisse, probiere ich es seit einigen Jahren mit radikaler Akzeptanz: Alles, was mir, selbst eingebrockt, blöd kommt, »ist halt so«. Es lässt mich improvisieren. Und ich vertraue darauf, dass mir in den Situationen, in denen mir etwas fehlt, schon irgendwas ein- oder glücklich in die Hände fällt. Und dieses Vertrauen habe ich mir in den letzten Jahren Stück für Stück antrainiert. So eine Tour, gerade wenn man sie alleine fährt, ist unvorhersehbar.

Wenn ich nur ein Paar Schuhe dabei habe und es regnet so doll, dass absehbar ist, dass bald alles komplett durchnässt sein wird, suche ich mir einen Unterschlupf. Logisch. Gibt es keinen, dann nehme ich zwei Mülltüten und ziehe sie zum Schutz über die Schuhe. Finde ich keine Mülltüten, dann ziehe ich die Schuhe notfalls für eine Weile aus, um meine Füße nach dem Schauer wieder wärmen zu können ...

Einmal hatte ich eine Konservendose dabei, aber keinen Topf, um den Inhalt heiß zu machen. Auf dem Campingplatz habe ich die Schränke abgesucht: niente. Dann habe ich Ausschau nach anderen Gästen gehalten, um mir einen Topf zu borgen. Es war Saisonbeginn, außer mir war niemand da. Und so öffnete ich die Dose mit meinem Taschenmesser und stellte sie notgedrungen direkt in den Backofen. Ehrlicherweise dauerte das Aufwärmen der Suppe in der Dose ziemlich lange, funktionierte nur

semigut und die Umweltbilanz dieser Aktion ist vermutlich schlimmer als die der ganzen Reise gewesen. Doch auch eine lauwarme Suppe gibt Energie und das Bild in meinem Kopf ist noch immer ganz entzückend. Wer improvisiert, entdeckt die ungewöhnlichsten Dinge... Das gilt übrigens für vieles im Leben.

*not im nadelöhr
nichts mehr – nur noch – doch sehen:
trotzdem wird's gehen*



In den Süden fliegen

Bis zum Campingplatz ist es eigentlich gar nicht so weit, unter normalen Bedingungen entspannt in einer Stunde zu fahren. Doch der erste Berg beginnt quasi direkt an der Fähre. Glücklicherweise geht es heute mit dem Radfahren bedeutend leichter. Die Beine haben Bock, klassische Bockbeine.

Lange, gerade Wege, nicht so geschlängelt wie in der Holsteinischen Schweiz, dafür viel steiler, führen mich am Fjord entlang den Berg hinauf. Rechts und links Schafe. Die auf dem Hang gucken irritiert auf mich herunter und denken sich abgehoben ihren Teil. Die anderen schauen mich erst gar nicht an. Das Gefälle zum Meer hinunter ist zu stark. Und ich sehe sie auch kaum. Die Landschaft ist viel zu atemberaubend.

Es gibt Himmel, Meer und Grün. Wobei das Grün mit Schwarz durchsetzt ist. Das felsig-schroffe Lavagestein der Insel wehrt sich vergeblich seit einigen Millionen Jahren gegen das Grün. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Wenn man genauer hinschaut, sieht man überall Wasser den Berg hinunterfließen. Mal schlängelt es sich, dann plätschert es eher und mitunter lässt es sich auch einfach nur fallen. Das Meer wartet geduldig. Der Berg auch. Gleich bin ich oben. Und dann geht es wieder – wie immer viel zu schnell – abwärts bis zum nächsten Anstieg.

Als ich im Vorfeld der Reise einige Berichte und Videos von Färöer-Fahrrad-Fans und -Überlebenden einsah, betonten alle: Nutzt die Tunnel nicht! Schon gar nicht die unter Wasser.

Etwa 50 000 Menschen leben auf den insgesamt achtzehn Inseln zwischen Norwegen und Island. Die meisten sind durch Tunnel verbunden. Besonders spektakulär ist der mehr als elf Kilometer lange Eysturoyartunnilin, der seit Dezember 2020 Streymoy und Eysturoy, die beiden größten der Färöerinseln, verbindet. An seiner tiefsten Stelle liegt er 189 Meter unter dem Meeresboden. Und mittendrin gibt es bei Kilometer 7,5 sogar einen unterirdischen Kreisverkehr. Das ist weltweit einmalig. Aber die Tunnel sind nichts fürs Radfahren, sie sind eng, mitunter einspurig und unbeleuchtet. Die Leute auf den Färöern kennen quasi keine Fahrräder. Und trotzdem haben die Mutigen, obwohl auch sie es schon wussten, alle diese Tunnel genutzt, und die, die es noch konnten, sagten danach: Don't do it! Wirklich nicht.

Ich hatte mir und allen Freunden versprochen: Unterwassertunnel sind für mich tabu. Daran habe ich mich bislang gehalten. Heute allerdings steht die Frage im Raum: knapp acht Kilometer garantiert lange und steil

bergauf und schnell bergab oder drei Kilometer vermutlich halbwegs eben oder auch konsequent ansteigend den Tunnel durch den Berg hindurch? Mmh. Ach komm, wat soll's!

Vor dem Tunnel steht ein Wartehäuschen. Vielleicht für all die noch zweifelnden Fahrradtouristen. Ich halte an. Zwei Corny-Riegel windgeschützt reinziehen, letzte Dinge ordnen, Tagebuch und Testament auf den aktuellen Stand bringen und noch eine Nachricht an die Familie schicken: »Mir geht's gut, hab euch lieb!« Ach nee, das wird nichts. Es gibt ja kein Internet!

Dann mit Schwung hinein in den Berg. Kein Ende in Sicht. Aber es gibt Beleuchtung und es bleibt zweispurig. Immerhin. Bei jedem Auto von hinten habe ich Angst, dass es mich anhupt und ich vor Schreck einen Fahrfehler begehe. So ziehe ich meine Schultern auf Ohrhöhe hoch und die Mütze – oh fuck! –, die Mütze liegt noch im Wartehäuschen. Ich hasse es. Schon in Dänemark hätte ich fast die Zeltplane vergessen, musste deswegen drei Kilometer bergab und dann auch wieder bergauf zurückfahren. Da der Wind die Plane nicht weggeweht hatte, konnte ich den Verlust meiner Zahnputzsachen im Camping-Sanitärraum ganz gut verkraften. Ja, ein wenig tüdelig bin ich schon.

Nun, mitten im Tunnel, ist Wenden keine gute Idee. Und der Wind vor dem Tunneleingang war stark. Ich hake die Sache ab. Mütze ade, Scheiden tut weh. Weg ist weg und ich lebe ja noch. So sprinte ich weiter die Steigung hoch.

Und es ward Licht. Gott reicht mir meine Ersatzmütze aus der rechten Satteltasche, die ich, warum auch immer – man weiß es nicht –, eingesteckt hatte. So viel zum Thema: immer irgendwas mitnehmen, was eigentlich keinen Sinn ergibt. Merke: Nicht immer entwickelt sich ein Unglück zur Katastrophe. Das Leben ist eine einzige, große Challenge, darauf zu vertrauen, dass dann etwas anderes kommt und dich weiterbringt. »Hab Vertrauen!« Das kann man sich immer mal wieder selbst sagen.

*augen zu und durch
was kommt, das kommt und verweht
ich bleib, alles lebt*

